



Nr. 5.

Posen, den 31. Januar.

1892.

## Das Landkind in der Residenz.

Eine lustige Geschichte von Mariane Sell.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Das Nervtödten würde gewiß entsetzlich sein! dachte Hedwig. Aber auch diesmal war ihre Besorgniß übertrieben; nachdem er irgend etwas Geheimnißvolles hineingesteckt und den Zahn mit warmem Wachs geschlossen, konnte sie sich mit der Tante entfernen, nachdem sie die Weisung erhalten, morgen wiederzukommen, bis dahin würde der Nerv „todt“ sein!

Jetzt war ihr Muth riesengroß.

„Ich weiß nun, wo der Hofrath wohnt; Du brauchst mich nicht zu begleiten, Tante Bertram, ich fürchte mich gar nicht mehr.“

Frau Bertram war es recht; in eines Arztes Wartezimmer stundenlang zu sitzen, gehörte nicht zu ihren Liebhabereien.

Mit Seelenruhe hatte sich Hedwig dort niedergelassen, heute ergriff sie ebenfalls ein Buch, und hörte nur beiläufig von einer Dame erzählen: „Der Herr Hofrath ist am Podagra erkrankt, sein Sohn hält heute die Sprechstunde ab.“ Was ging sie das an?

Da stand sie dem Doktor Anderssen jun. gegenüber und ihr Erstaunen war grenzenlos. Die schlanke Gestalt, das blonde lockige Haar, das kleine Schnurrbärtchen, die blauen Augen, die so freundlich, aber auch streng blicken konnten — alles war ihr bekannt! Er glich ihrem Lieutenant, nach dem sie sich seit Monaten umgesehen, zum Verwechseln, und wunderbar — er war es wirklich!

Auch er hatte das junge Mädchen sofort erkannt.

„Fräulein Bertram von Osterfeld“ sagte er überrascht, „es freut mich herzlich, Sie wiederzusehen“, und drückte ihr die Hand, wie einer langjährigen Bekannten.

Aber Hedwig konnte sich nicht so rasch fassen.

„Ich denke, Sie sind Offizier?“

Er lächelte. „Nur ein lustiger „Sommerlieutenant“, Fräulein! Wenn das Vaterland ruft, ziehe ich des Königs Rock an und lege ihn nach acht Wochen wieder ab.“

Bei der Reserve! Daß sie daran nicht gedacht hatte!

„Schon seit Monaten bin ich in der Residenz und habe mich vergeblich nach Ihnen umgesehen; mehr als einmal hat mich die Tante gescholten, weil ich jeden Offizier so forschend musterte, erzählte Hedwig treuherzig, und dem jungen Manne schien es nicht zu mißfallen, daß sie seiner stets gedacht.“

„Ich bin erst kürzlich von einer großen Reise zurückgekehrt“, nahm er das Wort, „die ich unmittelbar nach den Osterfelder Manövertagen angetreten hatte. In London, Paris und Wien habe ich durch Studien mich in meinem Fache zu vervoll-

kommen gesucht; jetzt unterstütze ich meinen Vater, der alt und kränklich ist. Ich habe oft der hübschen Tage gedacht, die ich in Ihrem Hause verlebte, und mir fest vorgenommen, gelegentlich einmal in Osterfeld vorzusprechen, um mich von dem Befinden der Familie Bertram zu überzeugen.“

Das klang alles so liebenswürdig! Hedwig schlug das Herz vor Freude. Aber jetzt sollte sie auch berichten, was sich in Osterfeld seitdem zugetragen. Sie wußte nicht viel Neues, als daß Winterstürme die hundertjährige Linde umgebrochen, unter deren schattigen Zweigen sie den Kaffee einst getrunken.

„Aber der große Birnbaum ist doch verschont geblieben?“ erkundigte sich der Doktor und sah Hedwig lächelnd an, „es wäre schade um den braven Burschen!“

Jetzt fielen ihm endlich seine ärztlichen Pflichten und die draußen wartenden Patienten ein. Aber der Zahn war noch empfindlich, der Nerv noch nicht todt.

„Es thut mir leid, aber Sie müssen sich morgen nochmals zu mir bemühen.“

„Ich komme sehr gern, Herr Doktor.“

Freudig, ein Glückgefühl im Herzen, wie sie es noch nie empfunden, wanderte sie nach Hause. „Er hat mir heute noch besser gefallen als in der Uniform! Warum bin ich nur so fröhlich? Nur, weil ich von meiner Heimath mit jemandem geplaudert?“

Tante Bertram war in ihre Zeitungen vertieft und nicht nur schweigend, als ihr Hedwig berichtete, daß der Zahn noch nicht plombirt sei. Sie hatte das schon vermuthet; der Hofrath war als sehr vorsichtig bekannt.

Aber junge Mädchen haben oft kurze Gedanken, und so vergaß Hedwig, als sie bei Tische zusammentrafen, der Tante von der Erkrankung des Herrn Hofraths zu erzählen, von seinem Stellvertreter und daß er ein alter Bekannter, der bewußte Lieutenant Anderssen sei; es würde doch die Tante gewiß sehr interessirt haben! Sie sprach lebhaft von allerlei — aber daran dachte sie nicht.

Es war wirklich merkwürdig, welche langwierige Behandlung Hedwigs Zahnleiden erforderte und wie sorgsam der junge Doktor zu Werke ging! Bald schmerzte der Zahn von neuem, bald fürchtete er Wurzelhautentzündung, bald etwas anderes; und als er sich endlich entschlossen, den Zahn zu füllen, bat er Hedwig dringend, nochmals zu ihm zu kommen; er mußte sich durchaus überzeugen, daß sein Werk gelungen!

Jetzt wurde es aber doch Frau Bertram zu viel. „Dein Vater wird eine tüchtige Rechnung zu bezahlen haben, wenn der Herr Hofrath jeden Besuch anschreibt.“

„Ach, weißt Du, Tante,“ meinte Hedwig vorsichtig, „am besten wär's, er erführe vorläufig gar nichts davon; er hat nun einmal ein Vorurtheil gegen Zahnärzte, und es ist doch schön, daß der Herr Doktor“ —

„Der Herr Hofrath,“ verbesserte die Tante; „übrigens habe ich Deine Eltern bereits in Kenntniß gesetzt, ich hielt es für meine Schuldigkeit.“ Der Brief der Frau Bertram hatte in Osterfeld eine bedeutende Aufregung hervorgebracht. Herr Bertram war wüthend, daß seine Hedwig in die Hände eines Pfluschers gefallen, der ihr die hübschen weißen Zähnen gründlich verderben würde, und schalt auf seine Schwägerin Brigitte. Seine Frau konnte ihn kaum beruhigen.

„Was meinst Du, Hermine, wollen wir nach der Residenz fahren und Hedwig überraschen?“ Wer war glücklicher als die gute Mutter, die sich so unaussprechlich nach ihrem Kinde sehnte! In fliegender Eile wurde eingepackt, und um keine kostbare Zeit zu verlieren, die Nacht zu Reise verwendet.

Ahnungslos war Hedwig abermals zum Doktor gewandert; aber jetzt war er wirklich fertig und konnte nichts mehr entdecken. „Sie sind nun erlöst,“ sagte er, „Sie haben viel Geduld und Ausdauer bewiesen, für die ich Ihnen danken muß.“

„Es hat mich kein Opfer gekostet,“ versicherte Hedwig, „ich kam sehr gern.“

„Wir sind leider gewöhnt, daß das Publikum nur widerwillig uns aufsucht, um so angenehmer berührt es, einmal das Gegentheil zu erfahren! Auch mir wird die liebenswürdige Patientin fehlen, aber ich hoffe, Sie bald einmal wiederzusehen! — Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, bei Ihrer Frau Tante zu erscheinen? Aber in Osterfeld werde ich mich sobald als möglich einfinden, um, gestützt auf meine alte Bekanntschaft, Ihrem Herrn Vater eine Bitte vorzutragen, aber freilich, Ihre Genehmigung möchte ich vorher einholen! Fräulein Hedwig, Sie wissen, was ich meine!“ Hedwig war purpurroth und nestelte eifrig an einem widerspenstigen Handschuhknopf, aber der junge Mann nahm ihre Hände fest in die seinen, um ihr tief in die Augen sehen zu können, und . . .

Da wurde lebhaft die Vorhausglocke gezogen; ein forpulenter Herr schob unsanft den betretenen Diener bei Seite, um sich im Salon umsehen zu können, ging geraden Weges auf's Sprechzimmer zu und öffnete die Thür des Allerheiligsten. Er kam grade zum umpassendsten Augenblicke; seine Hedwig ruhte in den Armen des jungen Doktors!

Von der Empörung und Wuth, die Herrn Bertram bei diesem Anblick ergriff, kann sich niemand einen Begriff machen! Unsanft trennte er die beiden Liebenden, indem er die Tochter an sich riß, während er den jungen Mann kräftig bis an die gegenüberliegende Wand schleuderte und polterte im höchsten Zorn: . . .

„Sie sind mir ein sauberer Patron! Hier scheint ja das wahre Sodom und Gomorra zu sein! Auf der Polizei sollte man es melden, in den Zeitungen bekannt machen und ehrbare Familien vor Ihnen warnen!“

Erschreckt hatten sich an der Thüre die Patienten versammelt; vom ungewohnten Lärm überrascht, kam sogar der Herr Hofrath trotz seines in Wolle gewickelten Fußes herbeigehint; aber ehe irgend welche Aufklärung gegeben werden konnte, war Herr Bertram mit seiner vor Schreck halb ohnmächtigen Tochter davongestürzt.

Wie eine Bombe fiel der erzürnte Vater Kastanienstraße Nr. 18 ein, wo die beiden Schwägerinnen friedlich bei einander saßen, und es dauerte eine geraume Zeit, bis die Mutter erfahren, was sich zugetragen. Als aber Hedwig ihren Eltern erklärte: „Ich liebe den Doktor Anderssen schon, seit ich mit ihm auf dem Birnbaum gesessen, und ich werde nie von ihm lassen! Er liebt mich auch und wird bei Euch um mich werben“ — da lehrte sich die Entrüstung des Vaters gegen sein Kind, und er erklärte ebenso feierlich:

„Diesem Menschen gebe ich Dich nicht!“  
Aber auch gegen Frau Brigitte richtete er Vorwürfe über ihre mangelhafte Beaufsichtigung, die allein das Zusammenreffen der Liebenden möglich gemacht.

„Sie hätten Hedwig nicht zu sich einladen sollen, wenn Ihnen diese Pflichten lästig waren,“ grollte er, „und Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ich Hedwig nicht länger bei Ihnen lasse!“

Jetzt war aber Frau Bertrams Geduld, die sie mit dem aufgeregten Manne gehabt, erschöpft.

„Sie kommen mir zuvor, Schwager, ich wollte Sie soeben bitten, Ihre Tochter von nun an in eigene Obhut zu nehmen! Schweigend habe ich zahllose Unannehmlichkeiten ertragen, die mir aus dem mir aufgedrungenen Besuche Hedwigs erwachsen sind. Ich war anfänglich geneigt, ihre Partei zu ergreifen. Ich freue mich, wenn ich das junge Mädchen verheirathen will, der Sohn des angesehenen Hofraths Anderssen kann überall anklopfen und wird sich nirgends einen Korb holen; aber sie hat einen solchen Mangel an Vertrauen gezeigt und mich so raffiniert hintergangen, daß ich mich vollständig in ihr getäuscht habe, als ich sie für ein gutes harmloses Mädchen hielt. Ich lehne es ab, mich weiter mit ihr zu befassen oder ihre Sache zu vertreten!“

Die arme Hedwig! Wie oft war sie getadelt worden, daß sie das Herz auf der Zunge trage, nichts verschweigen könnte; und jetzt, wo sie den schüchternen Versuch gemacht, das Geheimniß ihrer Liebe vor aller Augen zu verbergen und mit der jeder Evas-Tochter angeborenen Schlaueit die Gelegenheit ergriffen, den Geliebten zu sehen, betrachtete man sie als eine Verbrecherin, als eine Verlorene!

Stumm in Verzweiflung rang Frau Hermine die Hände, denn jetzt richteten sich die Vorwürfe des Vaters gegen sie, daß sie ihn getäuscht und ohne sein Vorwissen mit der Schwägerin Brigitte in Unterhandlung getreten, um Hedwig deren Haus zu erschließen.

„Packer deine Sachen zusammen,“ befahl er der Tochter, „Du gehst mit uns in's Hotel, morgen früh reisen wir nach Osterfeld!“

Mit kalter Höflichkeit verabschiedeten sich die Verwandten von einander — Hedwig zerfloß fast in Thränen.

Der Köchin Minna waren natürlich die aufregenden Ereignisse nicht unbekannt geblieben; auch jetzt stand sie auf Hedwigs Seite.

„Das arme Fräulein,“ schluchzte sie und trocknete ihre Thränen mit der Küchenschürze, „wie kann nur ein Vater so grausam sein! Ach, ich fühle mit ihr! Auch mir ist es einst so ergangen. Wie liebte ich meinen Emil — aber mein Vater —“

„Verschone mich mit deinen Liebesgeschichten,“ unterbrach sie streng ihre Herrin, „ich habe heute grade genug davon gehört!“

## VII.

### Scheiden und Meiden.

Da war nun Hedwig wieder in die traute Heimath zurückgekehrt, nach der sie sich oft so heiß gesehnt; aber nicht als das heitere, sorglose Kind von einst, das so begierig nach den Freuden der Großstadt verlangt hatte, sondern schweren Herzens, mit Kummer beladen. Wie früher streichelte sie die schlacköpfigen Kinder, die fröhlich herbeigesprungen kamen, wenn sie durch's Dorf ging; sie nickte den Frauen freundlich zu, die vor den Thüren Feierabendruhe genossen — aber die Kleinen klagten: „Fräulein Hedwig ist gar nicht mehr so lustig als sonst,“ und die Mütter schüttelten bedenklich die Köpfe.

„Was haben sie nur da draußen in der Welt der Hedwig gethan, daß ihre Wangen so blaß und ihre Augen so trübe sind?“

Auch Herr Bertram war unwirsch und mißmuthig von seiner kurzen Reise zurückgekehrt, und seine Untergebenen, denen er sonst ein gütiger Herr gewesen, hatten unter seiner Verstimmung zu leiden.

Seine Gattin hatte vergebens ihren ganzen Einfluß aufgebieten, um ihn freundlicher gegen Hedwigs Freier zu stimmen. Der junge Doktor war noch vor der Abreise im Hotel erschienen, aber der erzürnte Vater hatte seinen Besuch schroff abgelehnt; er hatte schriftlich um Hedwigs Hand geworben und nur ein kurzes, beleidigendes „Nein“ als Antwort bekommen.

Auch der Herr Hofrath hatte vergeblich versucht, seinen Curt zu entschuldigen.

„Er liebt Ihre Tochter innig und aufrichtig,“ schrieb er, „und mir wird das Schwiegertöchterchen hochwillkommen sein!“

Er hatte auch die Mittheilung hinzugefügt, daß er wegen andauernder Kränklichkeit seine umfangreiche Praxis seinem Sohne übergeben habe, Notizen und Zahlen bewiesen, das der junge Zahnarzt wirklich eine gute Partie zu nennen sei. Bei Herrn Bertram war alles vergeblich.

Seine Antwort lautete: „Ich wünsche meine Tochter bei mir zu behalten. Ich lasse sie nicht nach der weit erfernten Residenz ziehen — und Ihrem Herrn Sohn gebe ich sie auf keinen Fall zur Frau!“ Punktum!

Aber so mürrisch sich auch Herr Bertram stellte, die rothgeweinnten Augen, die traurigen Mienen seines Lieblings gingen ihm tief zu Herzen. Er hätte den Mond vom Himmel heruntergeholt, wenn er sie glücklich gemacht — nur den Zahnarzt sollte sie nicht haben, und sein Groll gegen ihn wuchs mit jedem Tage.

Mittlerweile waren die ersten Frühlingsboten eingezogen; Schwaben und Staare suchten ihre alten Quartiere wieder auf, Schneeglöckchen kamen schüchtern aus der dunklen Erde hervor. Warm schien die Sonne und hatte bald Knospen und grüne Saaten hervorgehoben, sodaß die thörichten Menschen glaubten, die Tage der Wärme wären vorzeitig angebrochen. Aber der alte Winter war noch nicht über alle Berge; ehe man sich's versah, hatte er die ganze Herrlichkeit mit Schneeflocken überschüttet, und sein Diener, der kalte Nordwind, rüttelte an den Fenstern und begehrte von neuem stürmisch Einlaß. Es half ihnen aber nichts, ihr Reich war zu Ende; schon kam der junge Frühling in eigener Person daher, mit blauen Veilchen und gelben Himmelschlüsseln bekränzt.

Zwitschernde, singende Vögel bauten emsig an ihren Nestern und Gänse und Enten führten mit Mutterstolz ihre Schaar gelber Nachkömmlinge zum grasigen Rain, zum plätschernden Bach, bald werden sie hier ihre ersten Schwimmstunden nehmen.

Hunderte von fleißigen Händen regten sich, um den Samen in die Erde zu streuen, der im Herbst taufendfältige Frucht bringen sollte; jede Minute war kostbar und mußte ausgenutzt werden, und Herr Bertram, der Oberbefehlshaber der schaffenden Schaaren, hatte jetzt keine Zeit, an den Liebeskummer seines Töchterchens zu denken.

Sie mußte doch selbst einsehen, wie gut es ihre Eltern mit ihr meinten, wie schön es in Osterfeld sei! Sie würde schon den einfältigen Menschen vergessen!

Aber Kinder haben nun einmal oft thörichte Gedanken und Wünsche, und so sehnte sich Hedwig trotz Frühling und zärtlicher Elternliebe nach den dunkeln Mauern der Residenz, wie nach einem verlorenen Paradies.

In die kalte, rauhe Welt hatte man sie hinausgestoßen; donnernd hatte sich die Pforte hinter ihr geschlossen und würde sich nie wieder vor ihr öffnen. Nie würde sie den Mann wiedersehen, an dem ihr junges Herz hing.

Sie hatte nichts wieder von ihm vernommen, und da Tante Bertram noch immer zürnte und ihre flehentlichen Briefe unbeantwortet ließ, so war ihr nicht die geringste Kunde aus der Stadt gekommen, wo ihre Gedanken wachend und träumend weilten.

Nach und nach bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Verzweiflung.

„Ich fühle es, nie kann ich wieder froh und glücklich werden! Wenn ich an gebrochenem Herzen gestorben bin, dann werden meine Eltern wohl einsehen, wie lieb ich Curt gehabt habe. Jetzt glauben sie mir es ja doch nicht und halten mich für ein Kind, das heute um ein verlorenes Spielzeug jammert und es morgen vergessen hat. Dann wird auch Tante Bertram ihre Härte bereuen und meiner, der Verschiedenen, freundlich gedenken! Und Curt? Er wird wohl trostlos an meinem Sarge weinen, aber die Eltern werden sich mit ihm ausöhnen, und Friede und Eintracht, wie ehemals, in Osterfeld herrschen!“

Aber während Hedwig eine traurige Befriedigung darin fand, sich ihr Schicksal so düster als möglich auszumalen, kam der Postbote rüstig auf's Herrenhaus zugeschritten und gab einen Brief für sie ab. Aus der Residenz!

Mißtrauisch betrachtete ihn der Hausherr.

„Er wird doch nicht von dem zudringlichen Doktor sein?“

„Von Fräulein Marie Forster,“ jubelte Hedwig.

„Wie liebenswürdig von ihr, daß sie meiner noch gedenkt! Hört nur, wie herzlich sie mir schreibt!“ Und sie las den Brief so andächtig und aufmerksam, als sei er das Werk eines weltberühmten Dichters. Eigentlich enthielt er nichts Merkwürdiges, nur Mittheilungen über ihr und ihrer Familie Ergehen, kleine Stadtneuigkeiten, die Herrn Bertram nicht besonders interessiren konnten, und die geschickt eingeflochtenen Worte: „Ich hatte neulich etwas Zahnweh und mußte die Hilfe des Doktors Curt in Anspruch nehmen,“ beachtete er gar nicht, und für Hedwig waren sie doch so vielbedeutend.

Marie war bei Curt Andersen gewesen, sie hatten miteinander gesprochen — vielleicht von ihr, der armen verbannten Hedwig, und ihr Herz schlug heftig vor Freude, als wäre es noch nicht vor Leid gebrochen.

Mit Feuereifer ergriff sie die Feder, um dem Fräulein zu antworten; bald war ein überaus lebhafter Briefwechsel im Gange, und wenn Mariens Zuschrift auch nichts von dem Geliebten zu berichten wußte, sie war doch ein Faden, der in das weit entfernte Eden führte.

Die Hoffnung baut ja oft auf einem winzigen Sandkörnchen ein hohes stolzes Gebäude auf; auch Hedwig vergaß jetzt zuweilen ihren Kummer und dachte vorläufig nicht mehr so oft an's Sterben! Die gute Mutter war glücklich über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen.

„Was meinst Du, Karl, wollen wir die junge Dame bitten, uns in Osterfeld zu besuchen? Hedwig scheint mit großer Liebe an ihr zu hängen, und die Familie Forster hat ihr während ihres Besuches bei Schwägerin Brigitte viel Gastfreundschaft erwiesen; ich würde mich freuen, wenn wir uns dafür erkenntlich zeigen könnten!“

„Wir haben, sollte ich meinen, genug Fremdenzimmer in unserem Hause,“ erwiderte der Gatte. „Wenn es der verwöhnten Dame aus der Residenz nicht zu einseitig bei uns ist, mir soll sie willkommen sein!“

VIII.

Nun muß sich alles, alles wenden!

Auf der Landstraße, die vom Wallstädter Bahnhofe nach Osterfeld führt, rollt eine leichte Halbchaise. Der Kutscher trägt die silbergraue Bertramsche Livree und hat zu thun, um die muthigen, wohlgenährten Braunen im Zügel zu halten, die am liebsten im Galopp davongestürzt wären. Im Wagen sitzen zwei Damen, Marie Forster ist neben in Wallstadt eingetroffen und von Hedwig mit stürmischem Jubel begrüßt worden. Jetzt geht es nach Osterfeld, und eifrig werden zunächst kleine Bemerkungen und Grüße ausgetauscht. Hedwig ist übergücklich; immer von neuem drückt sie Marien die Hand und dankt ihr, daß sie gekommen.

„Sind Sie es denn wirklich, Fräulein Marie, oder träume ich? Und Sie haben sich entschließen können, uns in unserm stillen Osterfeld zu besuchen?“ so fragte sie abermals.

Die Angeredete lachte. „Marie ist durchaus keine Spitzgestalt, sondern die reine Wirklichkeit, liebe Hedwig! Nur das „Fräulein“ ist nicht vorhanden — Du vergißt, daß ich Dich gebeten hatte, mich mit dem „Du“ der Freundschaft zu begrüßen.“

Hedwig schmiegte sich dankbar an sie.

„Ich finde nicht, daß es ein Opfer zu nennen ist, wenn man in der Sommerzeit die heiße, dunstige Stadt verlassen und auf dem Lande frische, reine Luft athmen kann, wenn man, statt von dunkeln Häusermassen eingeengt, zwischen blühenden Bäumen, Wiesen und Feldern frei umherstreifen darf. Ich habe mit Freunden der herzlichen Einladung Deiner lieben Eltern Folge geleistet, und auch meine Mama war sehr glücklich und hofft, daß ich mich bei Euch recht von den geselligen Anstrengungen des vergangenen Winters erhole! Auch beschäftigt mich noch ein besonderer Lieblingsplan: ich habe es mir in den Kopf gesetzt, daß zwei gewisse Leute ein Paar werden sollen. Ich stehe vollständig auf Deiner Seite und bin bereit, Dir in jeder Weise behilflich zu sein, wenn es gilt, Hindernisse aus dem Wege zu räumen!“

(Schluß folgt.)

# Der Posaunist.

Skizze von Fritz Brentano.

(Nachdruck verboten.)

Im letzten Sommer verirrte ich mich in ein Vorstadt-Theater. Man führte daselbst eine neue Species der dramatischen Dichtung, eine sogenannte Wasserposse auf, und der Zettel versprach dem Auditorium „wirklichen Regen“ — „wirkliches Wasser.“

Das war verlockend. Denn die Sonne brannte den Tag über glühend vom Himmel hernieder, und was das zu bedeuten hat, weiß Jeder, der während des Sommers aus irgend welchen Gründen verurtheilt ist, zwischen den Steinkolossen der Reichshauptstadt zu weilen.

Auch mich hatte das unbestimmte Gefühl nach dem fernem Osten getrieben, daß der „wirkliche Regen“ der Wasserposse meine von der Hitze erregten Nerven beruhigen würde, und in einer Orchesterloge harrete ich der Dinge, die da kommen sollten. Ich war während der ersten Akte etwas enttäuscht, denn dieselben waren zwar wässerig, allein sie brachten nichts von dem versprochenen Wasser — sie kühlten meine Erwartungen, aber nicht meine körperliche Hitze ab, und selbst die unglaublichsten Kälauer des dicken Komikers ließen mich nicht über das Gefühl einer wohltemperirten Vangeweile hinwegkommen.

Im Zwischenakt verübte das Orchester eine etwas heftige Musik, und es gewährte mir ein unschuldiges Vergnügen, die Musiker zu beobachten, wie sie im Schweiß ihres Angesichts ihr grünschvolles Pensum abarbeiteten. Der gerade vor mir postirte Paukenschläger namentlich verdiente redlich seine Gage — er schlug wacker darauf los und domirte den übrigen Instrumenten derartig, daß — um den Lieblingsausdruck eines meiner kritischen Kollegen zu gebrauchen — „die Klangwirkung entschieden darunter litt,“ und alles zuweilen nur „Pauke“ war.

Der Mann kam mir bekannt vor. Wo hatte ich diese mächtige Gestalt mit dem weißhaarigen Löwentopf doch schon gesehen? — hm? — Er hatte doch damals das Kalbsfell nicht bearbeitet — nein, er mußte in „Blech“ gemacht haben — in Blech — ja! — Ich sann und sann, da schmetterte die Posaune einige Töne mitten in meine Gedanken hinein, das Thor meiner Erinnerung flog plötzlich auf, und jetzt hatte ich meinen Mann im hintersten Winkel meines Gedächtnisses erwischt! Es war Schruz, der Posaunist: Schruz mit dem Ton!

Ja! Ich sah ihn wieder, wie er mit tiefrothen Backen und herborquellenden Augen sein mächtiges Instrument handhabte und die stannenden Hörer mit seinem „Ton“ regalirte. Er war stolz auf diesem Ton, den nach seiner Ansicht so kein Blechkollege blies und in welchem etwas von dem Schall lag, der einst die Mauern Jerichos in's Wanken brachte. Er sprach auch mit besonderer Vorliebe von diesem „großen Ton,“ und da einige Spaßvögel nicht müde wurden, stets erneute Bewunderung über seine kraftvollen Leistungen zu heucheln, so wurde der Ton immer größer, und der alte Gungl schüttelte manchmal bedenklich sein Haupt, wenn Schruz in seine Posaune blies, als gälte es, die eben erwähnte biblische Katastrophe abermals in Scene zu setzen.

Gungl konzertirte damals mit seinem Orchester in einem Konzertlokal der Friedrichstraße, und Schruz war sein erster Posaunist. Er war ein tüchtiger Musiker und blies mit absoluter Sicherheit vom Blatt. Wäre nur der allzugroße Ton nicht gewesen! Aber darin war er unverbesserlich; jedes Forte wurde unter seinem Hauch zum Fortissimo, und vergeblich winkte ihm dann Gungl mit Taktstock und linker Hand Mäßigung zu.

Nun hatte die Kapelle eine Nummer auf dem Programm, auf welche Schruz sehr stolz war: „Die beiden Grenadiere.“ Ich weiß nicht, ob die von Reissiger oder von Schumann, ich weiß nur, daß die Komposition mit einem kleinen Posaunensolo begann, welches natürlich „der Mann mit dem Ton“ blies, und in welches er sich derartig „hineinlegte,“

daß die Wände des Saales erbeben. Die Nummer mußte fast jeden Abend gespielt werden, und wenn sie nicht auf dem Programm stand, wurde sie regelmäßig aus einer gewissen Ecke des Saales durch Zuruf verlangt.

Böse Menschen behaupteten, in dieser Ecke säßen die Freunde und Verwandten von Schruz, während Andere wissen wollten, daß daselbst eine Anzahl lustiger Brüder postirt waren, welche die kleine Schwäche unseres Helden kannten und es als einen gelungenen Spaß betrachteten, ihm so oft wie möglich zu seinem „Solo“ zu verhelfen.

Der Kampf zwischen Gungl und dem Musiker dauerte einige Jahre, ohne daß es dem Ersteren gelungen wäre, seinem Posaunisten den „großen Ton“ abzugewöhnen. Da half kein Ermahnen, kein Bitten, und wenn Gungl sich endlich zur Androhung der Kündigung verstieg, mäßigte sich Schruz wohl an einem Abend, um am nächsten unentwegt den alten Stiefel weiterzublasen, zum Gaudium der Eingeweihten, die sich weidlich über die komische Verzweiflung Gungls amüsirten.

Endlich aber sollte diesem ein Helfer erstehen und zwar in der Person eines seiner Musiker, eines urwüchsigten Berliners, Hummel, den Mutter Natur mit einer guten Dosis Witz begabt hatte.

Es war an einem Sonntag. Wieder ertönten nach Schluß der zweiten Abtheilung aus der bekannten Ecke so lange die Rufe nach den „beiden Grenadiern,“ bis sich Gungl leicht feufzend der Aufforderung fügte und das Zeichen zum Beginn der vielbegehrten Nummer gab.

Und nun ereignete sich etwas Unerhörtes. Kaum schmetterte Schruz die ersten Töne seines Solos in den dichtgefüllten Saal, als plötzlich mit einem Schlage sämmtliche Lichter in demselben erloschen, eine gradezu ägyptische Finsterniß Orchester und Hörer einhüllte und eine wahrhaft tragisch-komische Panik entstand.

Der weibliche Theil des Auditoriums kreischte laut auf: der männliche lief erregt durcheinander, von allen Seiten ertönten verworrene Rufe, die endlich in dem Gejohle: „Licht! Licht!“ gipfelten, als mit einem Male eine mächtige Bassstimme die Worte in die angstbewegte Menge warf:

„Schruz hat das Gas ausgeblasen!“

Die Wirkung war frappant. Ein homerisches Gelächter brauste durch den Saal und als dieser nach kurzer Frist wieder im hellsten Lichte strahlte, wollte die stürmische Heiterkeit kein Ende nehmen beim Anblick des unglücklichen Posaunisten, der vollständig zerschmettert und „Posaun bei Fuß,“ in deren Schalltrichter starrete.

„Bravo, Bravo, Schruz!“ ertönte es von allen Seiten, „Da Capo! — Nochmal ausblasen!“ bis Gungl von der allgemeinen Fröhlichkeit angesteckt, den Taktstock hob und, dem Orchester einige Worte zuflüsternd, einen seiner lustigsten Wiener Walzer ertönen ließ, dessen berauschte Klänge wie Del auf empörte Meereswogen wirkten.

Am Abend des bewegten Tages legte der Hausbursche des Konzertlokals in seine Lade schmunzelnd zwei blanke Thalerstücke, welche er von dem findigen Hummel dafür erhielt, daß er im entprechenden Augenblick so prompt den Hauptthahn der Gasleitung geschlossen hatte, und zu derselben Zeit stand Schruz gesenkten Hauptes vor Gungl und beantwortete dessen langathmigen Vorwürfe mit dem lakonischen Versprechen:

„Ich werde künftig nur eenen Srenadier blasen!“

Und er hielt Wort, bis er in die Folge eines asthmatischen Leidens das Blasen ganz aufgeben mußte, und der Arzt ihm die Pauke verordnete. Allerdings leistet er — wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte — auch auf dieser „Bedeutendes.“